

Über den Verwendungszweck unserer Figürchen läßt sich aus den Fundumständen nichts erschließen. Daß sie ebenso wie die übrigen keltischen Darstellungen verschiedener männlicher Tiere irgendeine religiöse Bedeutung hatten, darauf braucht wohl nicht besonders hingewiesen zu werden. Bei unserem Stier von Weltenburg erinnert man sich unwillkürlich der oft zitierten Stelle bei Plutarch (Marius 23), nach der die Cimbern einen Vertrag bei einem Stier aus Bronze beschworen hätten¹¹.

Auch bleibt, wenn nicht örtliche Ausgrabungen einmal darüber Aufschluß geben können, die Frage ungeklärt, wie das Stück an die Fundstelle gelangt ist, ob zufällig in alter Zeit aus dem Bereich der nahegelegenen Abschnittsbefestigung über Kloster Weltenburg, die u. a. Funde der Latènestufen A und D ergeben hat, verschleppt oder ob es mit Absicht als Weihegabe hier vielleicht an einem geheiligten Ort (Wasserstelle!) niedergelegt wurde, oder ob sich doch im Bereich der Fundstelle einmal eine Siedlung befunden hat.

München.

Werner Krämer.

Lesefrüchte aus Gallien.

I. Solutré, die Wildpferde und die Dioskuren.

Die hier in Abb. 1 wiedergegebene Silber-Statuette aus dem Besitz des Britischen Museums gehört zu einem in Gallien im Jahr 1764 bei Mâcon = Matisco im alten Aeduerland entdeckten Schatzfund¹ aus gallo-römischer Zeit, der neben etwa 30 000 römischen Gold- und Silbermünzen neun Statuetten von Gottheiten enthielt, die alle aus Silber bestehen, offenbar der Schatz eines reichen Heiligtums. Die Bildwerke sind aus französischem Privatbesitz schließlich nach London ins Britische Museum gelangt und im Katalog des antiken Silbergerätes von H. B. Walters veröffentlicht². Neben zwei Jupiter- und vier Merkur-Statuetten, einer Luna-Diana und einem Stadt-Genius ist das religionsgeschichtlich reichhaltigste und wohl auch interessanteste Stück Nr. 33, die hier abgebildete geflügelte Göttin mit Mauerkrone, die mit einer Schale auf einem Altärchen mit lodender Flamme ein Opfer darbringt. Man darf in ihr am wahrscheinlichsten die Stadtgöttin von Matisco erkennen.

Auf ihren Flügeln trägt sie neun kleine Götterbüsten, zu denen noch zwei weitere gleichartige Kleinbüsten kommen, die zwei von ihrer linken Hand gehaltene Füllhörner bekrönen. Die sieben obersten der Büsten sind auf einer Art von flachem Halbmond befestigt, der auf den Spitzen ihrer beiden Flügel ruht, und stellen in bekannter Weise die sieben Planetengötter dar. Es folgen von links nach rechts Saturn, Sol, Luna, Mars, Merkur, Jupiter und Venus.

¹¹ Eine bronzene Stierfigur aus Treuenbitzen, Kr. Zauch-Belzig, hat A. Kiekebusch im Arch. Anz. 1931, 751 Abb. 3 veröffentlicht. Sie steht trotz starker Abweichungen in Einzelheiten dem Weltenburger Stier doch nahe und zeigt, daß auch in germanischem Gebiet derartige keltische Kultfigürchen nicht unbekannt waren.

¹ Vgl. Caylus, Recueil VII 239.

² H. B. Walters, Catalogue of the Silver Plate in the Brit. Museum (1921) Nr. 27—35. Taf. 5, 33 ist die Göttin mit der Mauerkrone.



Abb. 1. Stadtgöttin, 14 cm hoch, mit den Büsten der Planetengötter, der Dioskuren und von Apollo und Diana.

Der betonte Mittelpunkt der Reihe ist Mars, dessen mächtiger Helmkeule alle Köpfe hoch überragt. Das ist wohl als ein Ausdruck gallischer Anschauungen zu werten; auf den einheimischen Planetenbechern wird Mars gern dreiköpfig, d. h. als gallischer oberster Gott Teutates gebildet³. Wir betrachten die Planetengruppe als die Verkörperung des gestirnten Himmels, wie sie in dieser Weise dargestellt in der römischen Kaiserzeit häufiger erscheint, im römischen Germanien und in dem angrenzenden Gallien sogar auffallend oft auftritt, besonders auch auf Tongefäßen einheimischer Technik bei den Treverern, in

³ S. Loeschke, Röm.-Germ. Korrespondenzbl. 8, 1915, 2 Abb. 2 mit Anm. 2—4. — E. Krüger, Deux monuments du dieu tricéphale. Fédération Arch. et Hist. de Belgique; Annales du XXI. Congrès, Liège (1909) 123—137.

der Gallia Belgica und in Niedergermanien. Der römische und der einheimische Kult berühren sich dort in einer ganz besonderen Weise, die noch einmal aufgeklärt werden muß.

An unserer Statuette treten nun noch vier Büsten hinzu, ein einzigartiger Fall, der sicher auch wieder auf einheimischen Vorstellungen beruht. Unmittelbar unter den sieben Planetengöttern sitzen rechts und links neben dem Kopf der Stadtgöttin zwei Jünglingsköpfe, die beide auf dem Haar einen Stern tragen, während unter jeder Büste eine kleine Kugel angebracht ist. Walters hat sie richtig als die Dioskuren bestimmt, die Zwillingsgötter, die auch am Sternenhimmel ihren Platz haben. Noch ungewöhnlicher ist die Zufügung der letzten zwei Büsten auf den von der Göttin getragenen Füllhörnern. In ihnen sind mit Recht, wie wir sehen werden, Apollo und Diana erkannt worden. Aber die Dioskuren sind hier nicht die Mittelmeergottheiten Kastor und Pollux, sondern sie müssen als die gallischen Zwillingsgötter, also Divanno und Dinomogetimaros angerufen werden⁴, ebenso wie in den Füllhornbüsten die einheimischen Göttergestalten Apollo Grannus, der Heilgott von Aachen, und seine Gefährtin Sirona zu erkennen sind. Was auf gallischem Boden gefunden wird und trotz griechisch-römischer Formgebung so stark von dem im Mittelmeergebiet Üblichen abweicht, weist an sich schon auf einheimischen Ursprung hin. Hier aber treten noch Besonderheiten hinzu, die nur in Matisco und seiner Umgebung zu finden sind.

Wir müssen dafür einen Blick auf Abb. 2, die kleine topographische Karte dieser Gegend, werfen. Matisco liegt im Gebiet der Aulerci Brannovices, eines Klientelvolkes der Aeduer, am Arar, dem Saône-Fluß, ungefähr in der Mitte zwischen dessen Einmündung in die Rhône bei Lugudunum und dem an seinem Mittellauf gelegenen Cavillonum (= Châlons-s.-Saône). Auf der Westseite begleitet den Flußlauf eine Bergkette, heute die Montagnes du Mâconnais genannt. Dieser Höhenzug hat ein besonderes archäologisches Interesse dadurch erhalten, daß bei dem nur $4\frac{1}{3}$ km westlich von Mâcon am Rande der Höhen gelegenen Orte Solutré wichtige Ausgrabungen stattgefunden haben, deren

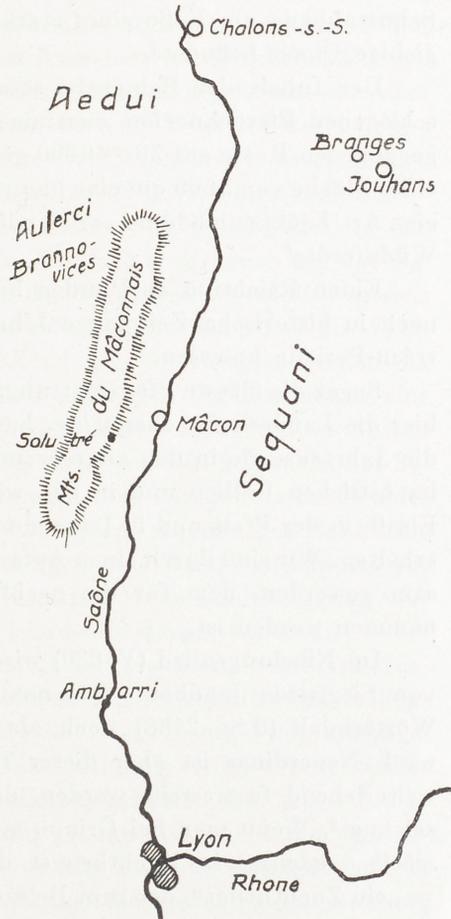


Abb. 2. Karte von Mâcon und Solutré und Umgegend. (Statt Jouhans lies Louhans.)

⁴ Krüger, Trierer Zeitschr. 15, 1940, 19.

reiche Ergebnisse einer ganzen Periode der älteren Steinzeit den Namen Solutréen verschafft haben. Es ist eine hochinteressante Landschaft, die in der Frühzeit menschlicher Kultur ein ganz eigenes Gesicht gehabt haben muß. Die Fundstätte der Frühzeit ist nicht wie anderwärts vielfach eine Höhle, sondern eine mit unzählbaren Knochen gefüllte Grube, im Volksmunde „Clos“ oder „Cros = Creux du Charnier“, das ist „Beingrube“ genannt. Ursprünglich befand sich dort ein mit Gras bewachsener Erdhügel auf einem sanft geneigten Schuttabhäng am Fuße eines starken Felsens, in dessen Nähe sich eine ergebige Quelle befindet⁵.

Der Inhalt der Beingrube setzt sich aus ungeheuren Massen von zer Schlagenen Pferdeknochen zusammen; man hat die Zahl der dort zugrunde gegangenen Rosse auf 30—40 000 geschätzt. Dieses Pferde-Magma bildete auf einer Fläche von 3 800 qm eine ununterbrochene Schicht von $\frac{1}{2}$ bis 2 m Stärke, eine Art Kjökkenmödding am Rande ausgedehnter Weideplätze des diluvialen Wildpferdes⁶.

Einen Reichtum an Pferden hat diese Landschaft offenbar auch später noch in historischer Zeit lange Jahrhunderte nach der paläolithischen Solutréen-Periode besessen.

Sogar die älteste Pferdegattung, die der Wildpferde, die in uralter Vorzeit hier die Landschaft beherrschte, hat sich nach neueren Feststellungen durch die Jahrtausende in den angrenzenden und den benachbarten Landschaften, im östlichen Gallien und in den westlichen Teilen Germaniens, nämlich im Elsaß, in der Pfalz und in Luxemburg, und zwar bis in die Zeit Napoleons I., erhalten. Wir sind durch einen Aufsatz von W. Scheuermann⁷ darauf aufmerksam geworden, dem für die nachfolgenden Ausführungen mancherlei entnommen worden ist.

Im Nibelungenlied (V. 880) wird bekanntlich am Schluß der Aufzählung von Siegfrieds Jagdbeute genannt „ein grimmer Schelch“, der in Grimms Wörterbuch (8 Sp. 2488) noch als „ein unbekanntes Jagdtier“ bezeichnet wird. Neuerdings ist aber dieser Tiername als in elsässischen Weistümern weiterlebend festgestellt worden, der nichts anderes als das Wildpferd bezeichnet⁸. Wenn man bei Grimm a. a. O. über althd. *scelo*, mhd. *schele*, *schel*, *schelh* = *admissarius* Zuchthengst, dazu Sp. 2067 „Schälhengst, Schelhengst“ = „ein Zuchthengst, der zum Belegen der Stuten gebraucht wird“, nachliest, wird man auf den hier vorliegenden Zusammenhang geradezu gedrängt. Für die Zucht der Pferde hat man offenbar in dieser alten Wildpferdlandschaft

⁵ Vgl. Guide bleu (Hachette) Bd. „Bourgogne-Franche-Comté“ (1924) 282 „plateaux calcaires appliqués sur les flancs d'un vaste bombement granitique en forme de voûte soubaissée“. Dort wächst bei Solutré übrigens ein berühmter Weißwein.

⁶ M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen 2 (1909) 36.

⁷ W. Scheuermann, „Das Wildpferd im Elsaß“ (1940) mit Nachtrag „Wildpferde auch in der Eifel“ (1940).

⁸ Auf einer lippischen Küchenrechnung um 1537 heißt solch Hengst „Schelch“, wie im Nibelungenlied. Vgl. hierfür und für manches Folgende den lehrreichen Vortrag von F. Gandert „Ursprung und Geschichte des Pferdes bei den Germanen“, der das wissenschaftliche Material über die Frage der Fortexistenz des Wildpferdes in Europa behandelt, mit anschließender reichhaltiger Debatte. *Mannus* 17, 1926, 122—125.

immer gern auf die Wildform zurückgegriffen, um deren Kraft und Vitalität den Gebrauchspferden in steter Erneuerung zuzuführen.

An sicheren Belegen für das Vorhandensein der Wildpferde in historischer Zeit fehlt es im ganzen Verlauf der Jahrhunderte keineswegs. Im 6. Jahrh. nennt der aus Italien stammende, aber im Frankenreich eingebürgerte Geistliche Venantius Fortunatus (*Carmina* 7, 4, 22) unter den jagdbaren Tieren der Ardennen und der Vogesen zusammen mit dem Bären und dem Eber den „onager“. Das ist der im klassischen Griechisch ὄνος ἄγριος genannte Wildesel unter der im späteren Latein beliebten Namensform. Wirkliche Wildesel werden ja in dieser Zeit nicht plötzlich in jenen Gebirgen aufgetaucht sein, aber dieser Spätlateiner ist sicherlich froh gewesen, solch ein Wort zur Bezeichnung der in der damaligen Kulturwelt auch schon eine Besonderheit darstellenden Wildpferde gefunden zu haben, das selbst den Begriff der Wildheit enthält.

Die nächste Erwähnung der Wildpferde finden wir im 8. Jahrh. in den Sendschreiben des Apostels der Deutschen Bonifatius, in denen bei der Bekämpfung der heidnischen Opfermahlzeiten das Wildpferd als *caballus agrestis* und als *equus silvaticus* besonders genannt wird⁹. Daß hier das Pferd als Waldtier bezeichnet wird, erscheint etwas auffallend. Für die riesigen Herden der Wildpferde in älteren Zeiten war sicherlich nicht der Wald, sondern eine Steppenlandschaft der gegebene Aufenthaltsort. Solche unbegrenzten Massen von Tieren wird es aber im Mittelalter nicht mehr gegeben haben. In der beschränkteren Zahl aber haben die Tiere dann offenbar den Schutz des Waldes aufzusuchen gelernt. Jedenfalls stimmt es mit jener Angabe des Bonifatius aufs beste zusammen, daß auf den Zeichnungen von Wildpferdgruppen aus dem Jahre 1534, die wir dem elsässischen Künstler Hans Baldung Grien verdanken, die Tiere unter Waldbäumen sich tummelnd dargestellt sind.

Die Bilder Baldungs, die uns eine deutliche Vorstellung von dem Aussehen und dem Verhalten der Wildtiere in einer noch gar nicht allzufern zurückliegenden Zeit vermitteln, sind wohl der wertvollste Beitrag zur Wildpferdfrage. Sie sind in dem Werke von O. Fischer, Hans Baldung Grien¹⁰, besprochen. Wenn Fischer dort rühmt, „nie seien die Elementarkräfte der Natur mit so großen und klaren Fügungen feuriger Leiber so überraschend kühn und gewaltig . . . zum Bilde geformt worden, wie es hier Baldung gelungen ist“, so ist bei dieser Beurteilung zu beachten, daß Fischer die Tatsache, daß Baldung wirkliche Wildpferde in der freien Natur gesehen und hat zeichnen können, offenbar noch nicht bekannt gewesen ist. Das aber ist der besondere, ganz große Wert jener Zeichnungen, und das ist auch der Grund, weshalb es Baldung in solchem Grade gelungen ist, die entfesselte Raserei solcher Wildtiere in größter Lebendigkeit wiederzugeben.

Es soll im ganzen drei Wildpferd-Zeichnungen von Baldung geben, von denen Fischer zwei in sein Buch aufgenommen hat. Die eine zeigt sechs Pferde unter Waldbäumen in lebendig bewegten Stellungen, doch in friedlichem Nebeneinander, wohl nur zeichnerische Aufnahmen für eine spätere Bildgestaltung. Die zweite Zeichnung aber (Abb. 3) ist der leidenschaftlich wilde

⁹ Vgl. J. Grimm, *Deutsche Mythologie*⁴ 1 (1876) 38 bes. Anm. 1.

¹⁰ O. Fischer, *Hans Baldung Grien* (1939) 55, dazu die Bilder S. 53 und 54.

Kampf von sieben Rossen miteinander. Dieses Blatt verrät in der Zusammenfassung der Tierkörper mit vier in senkrechter Linie in der Bildmitte über- und nebeneinander aufgebauten Pferdeköpfen und den drei in die Bildecken wehenden Roßschweiften, denen in der vierten Bildecke unten links die ausgebreitete Roßmähne entspricht, eine sorgfältige, wohlüberlegte Komposition. Hier hat Baldung die gewaltigen Eindrücke, die er von den Tieren seiner heimatlichen Landschaft empfangen hatte, zu einem geordneten und geschlossenen Bilde geformt, das von stärkster Wirkung ist.

Sein Kampf der Wildpferde besteht aus zwei Szenen, dem Hauptkampf in der Mitte, in den fünf Tiere verwickelt sind, und dem Nebenkampf



Abb. 3. Kampf von Wildpferden im Wald.
Zeichnung von Hans Baldung Grien aus dem Jahre 1534.

zweier gestürzter Tiere links unten im Bild. Den Mittelpunkt der Hauptgruppe bildet ein älterer, besonders zottiger Gaul, der mit aufgerissenem Maul und böartigem Ausdruck nach links hin gewendet am Boden liegt. Von rechts her springt wohl zu seinem Schutz ein junges Pferd über ihn und schlägt seine Zähne dem nächsten, in der Mitte stehenden Roß in den Oberschenkel, das ihm den Biß kraftvoll in seinen Hals und Mähne erwidert. Zum gleichen Beiß-Angriff springt ein viertes Tier in gewaltigem Satz von links her heran. Die Köpfe dieser vier so in einen Kampf verflochtenen Rosse bilden den wirksamen Mittelpunkt des wilden Kampfgetümmels, während aus dem rechten Hintergrund noch ein fünftes Pferd in mächtigem Sprung zur Teilnahme an dem Ringen heraneilt.

Im Vordergrund links spielt sich die Nebenszene ab, eine Beißerei von zwei nebeneinanderliegenden Tieren, von denen das vordere gerade an seinem

Kinnbacken von einem Hufschlag des vierten Gaules getroffen wird, ein Schlag, der so die beiden Kampfgruppen miteinander verbindet. Der Körper des zweiten dieser beiden Rosse ragt weit in den Hintergrund hinein, wo man seine Kruppe hell aufleuchten sieht. Bei allen diesen Geschöpfen aber spiegeln die wilde Beißerei, die stürmischen Bewegungen und besonders auch der finstere und starre Ausdruck der Augen die rasende Kampfwut und die elementare Naturkraft dieser Wildtiere wider.

Ein nicht unerheblicher Bestand von Wildpferden, so wie sie Baldung gesehen hatte, hat sich hier offenbar noch Jahrhunderte gehalten. Scheuermann berichtet von einer Karte des Elsaß vom Jahr 1577, auf der ein bei Schlettstadt gelegenes „Revier, in welchem die wilden Pferde leben“, eingetragen ist. Dann fand sich eine Archivnachricht, daß im Jahre 1616 die Stadt Kaiserslautern ständig drei Schützen besolden mußte, um die Wildpferde im Hardtgebirge in Grenzen zu halten.

In der Eifel hat man die klein gebauten, aber beweglichen, zähen und ausdauernden Wildpferde bis in den Anfang des 19. Jahrh. wohl gekannt und zur Pferdezucht benutzt. Erst der übermäßige Verbrauch an Rossen für die Feldzüge Napoleons I. hat dem ein Ende bereitet. Etwa gleichzeitig damit sind auch in den Vogesen die Wildpferde ausgestorben. Der Stadtbibliothekar Dr. Géný von Schlettstadt hat zu Anfang dieses Jahrhunderts einen ausführlichen älteren Bericht von Dominik Roos über die Wildpferde in den Schlettstadt benachbarten Bergen mitgeteilt, in dem diese Tiere mit ihrem etwas übergroßen Kopf und mit einem „Aalstrich“ auf dem Rücken genau beschrieben werden, ein Kennzeichen, auf das auch für die Wildpferde in Ostdeutschland hingewiesen wird¹¹.

Wir sind der Frage nach dem Vorkommen von Wildpferden in diesen gallischen und germanischen Landschaften in nachrömischer Zeit etwas ausführlicher nachgegangen angesichts der allgemeinen Bedeutung dieser Frage und der noch wenig geklärten Anschauungen darüber. Wenn wir uns nun wieder der Statuette der Stadtgöttin von Matisco zuwenden, so dürfen wir jedenfalls die beiden Götterpaare, die sie in Büsten neben den Büsten der Planetengötter trägt, auf den besonders großen Besitz der Landschaft an Pferden zurückführen. Daß die Dioskuren Pferdegötter sind, ist schon aus ihrem ersten Auftreten bei den Indogermanen bekannt¹². In Griechenland heißen sie im Kultliede noch zu Euripides' Zeit „weiße Fohlen“, und es ist eine naturgemäße Weiterentwicklung, wenn an die Stelle der Pferde später die zwei Reiterjünglinge mit ihren Rossen treten. Daß diese Beziehung auch hier mit Recht angenommen und in den Vordergrund gestellt werden darf, wird aber noch durch die Tatsache erhärtet, daß auch Apollo Grannus überraschend unter den Götterbildern auftritt und durch einen nur hier vorkommenden zweiten Beinamen ausdrücklich auch als ein Pferdegott gekennzeichnet wird.

In der Landschaft zwischen Châlons und Mâcon ist östlich der Saône im Sequanergebiet im Jahre 1875 bei der nordwestlich von der Stadt Louhans gelegenen Ortschaft Branges die einzige Inschrift des Apollo Grannus gefunden

¹¹ Vgl. Mannus 17, 1926, 125: „alle haben einen gelben Streifen über den Rücken laufend.“

¹² Über die Dioskuren als Pferdegötter vgl. auch Krüger a. a. O. S. 16ff.

worden, die es bis jetzt von ihm im inneren Gallien gibt (CIL. XIII 1 Nr. 2600), und auf ihr trägt Apollo außer Grannus noch den zweiten gallischen Beinamen „Amarcolitanus“. „Marca“ ist keltisch = Pferd; danach ist der Beiname zu übersetzen als „valde equis amplus“ und soll identisch sein mit At-epomarus¹³. Apollo Grannus ist zuerst der Ortsgott der Heilquellen von Aachen, wie deren Name „Aquae Granni“ bezeugt. Sein Name, oft mit dem der Wasser- und Heilgöttin Sirona verbunden, tritt dann nicht selten auch an anderen Wassern und Quellen auf. Die Verbindung dieser letzteren mit Pferden, deren Hufschlag z. B. heilkräftige Quellen zum Vorschein bringt, ist eine weit verbreitete Vorstellung. So erscheint die Bezeichnung des Grannus als eines zu Rossen in naher Beziehung stehenden Gottes trotz ihrer Seltenheit wohl verständlich. Auch die Pferde stehen unter dem Einfluß seiner Macht. Beide Büstenpaare, die zunächst so auffallend neben der Stadtgöttin erscheinen, die gallischen Dioskuren ebensowohl wie Apollo Grannus und Sirona, finden in dem Pferdereichtum der Landschaft ihre einfache, einleuchtende Erklärung.

Für die Dioskuren ist es hier das erstemal, daß sie im Aeduergebiet auftreten, und der Verfasser, dem das Bildwerk jetzt erst bekannt geworden ist, darf es als eine willkommene Bestätigung seiner Auffassung vom Wesen der Dioskuren in Gallien begrüßen. Hier braucht nicht aus ihrem Auftreten auf irgendeine Beziehung zur Pferdezucht oder irgendeine andere mit Pferden bestehende Verbindung erst geschlossen zu werden. Hier ist vielmehr die große Rolle, die die Pferde im Lande gespielt haben, durch Fundtatsachen und durch den Götterbeinamen Amarcolitanus so stark bezeugt, daß dadurch die kulturellen Erscheinungen ohne weiteres ihre Erklärung finden und das Vorhandensein der Dioskuren hier fast wie eine Notwendigkeit erscheint. ■

Das hier besprochene Dioskurenbildwerk ist zu dem genannten Aufsatz des Verfassers als ein Nachtrag zu betrachten und ist auf der dort beigegebenen Fundstellenkarte östlich von Moulins Nr. 36 als Nr. 36 a am westlichen Ufer der Saône nachzutragen.¹⁴

Solutré und seine Wildpferdherden liegen vor allen historischen Perioden unendlich weit zurück im Dunkel einer für klare Vorstellungen unerreichbaren Vorzeit. Daß aber das, dem wir in historischer Zeit hier begegnen — ein ausgesprochener Pferdegötterkult in gallo-römischer Zeit, im christlichen Mittelalter bis in die Neuzeit immer noch Vorkommen von Wildpferden —, im letzten Grunde damit in einem unverkennbaren Zusammenhang steht, das ist unsere Überzeugung, der dieser kleine Aufsatz seinen Ursprung verdankt.

II. Der Menhir von Le Mans.

Die Bildausstattung der im Verlag von Baumgärtl, Berlin, in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenen „Allgemeinen Weltgeschichte“ von Flathe, Hertzberg, Justi u. a., die noch ganz überwiegend nicht photographisch, sondern in Zeichnungen ausgeführt ist, berührt uns heute wohl schon als recht altmodisch, aber die in dieser Technik leichter herzustellenden,

¹³ Vgl. Ernault bei A. Holder, Altceltischer Sprachschatz 3 Sp. 582.

¹⁴ Krüger, Trierer Zeitschr. 16/17, 1941/42 Abb. 72 auf Taf. 15 zu S. 60.

gerade für solche Geschichtswerke erwünschten systematischen Zusammenstellungen haben doch ihre Vorzüge, und man studiert sie in der verdeutlichenden Zeichnung wesentlich leichter, als wenn sie in Photographien vorgelegt wären. Im 4. Bande, der H. Prutz, Geschichte des Mittelalters, 1. Teil, enthält, findet man noch mancherlei andere beachtenswerte Bildbeigaben, so zu S. 594/595 eine Übersicht merowingischer Münzen, die mit ihren Bildern und Beischriften eine sehr willkommene Anschauung von diesen künstlerisch zwar noch recht tief stehenden, aber inhaltlich manches Wichtige bietenden Prägungen vermitteln.

Daß darunter aber auch ein für die Urgeschichte und die Religionswissenschaft bemerkenswertes Stück sich befindet, war mir doch eine große

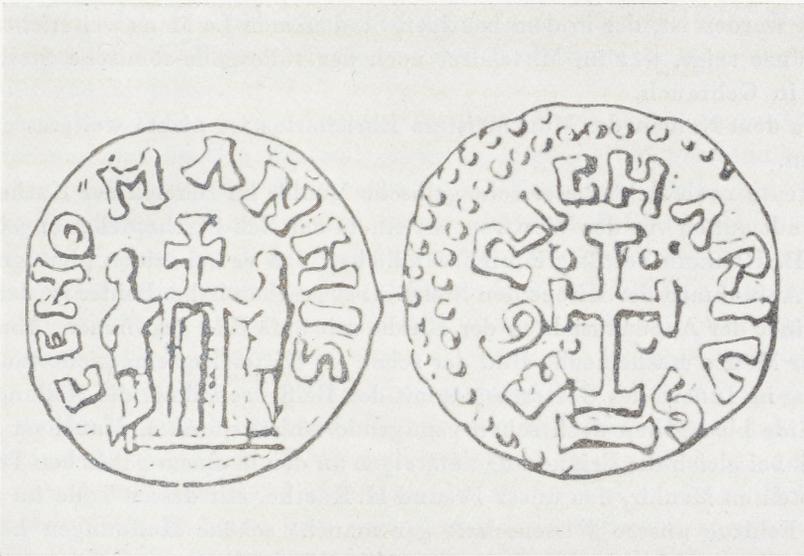


Abb. 4. Merowingermünze von Le Mans mit Darstellung eines Menhir (links). M. 4,5:1.

Überraschung. In Frankreich mag der dargestellte Gegenstand vielleicht bekannter sein, unseren deutschen Fachgenossen wird aber wahrscheinlich doch etwas Neues geboten, wenn wir die betreffende Münze auch in unserm Kreise einmal veröffentlichen. Es handelt sich um das Stück Nr. 13 der genannten Münztafel, hier als Abb.4 viereinhalbfach vergrößert wiederholt. Der erklärende Text bemerkt dazu folgendes: „Münze von Le Mans. Ein ein Kreuz tragender Gegenstand; zu beiden Seiten eine Gestalt. Der Aufbau stellt wahrscheinlich einen später zu christlich-kirchlichen Zwecken benutzten Druidenstein (Menhir-Altar) vor, welcher jetzt noch zu Le Mans in der Kirche des heiligen Julien aufbewahrt wird. Umschrift CENOMANNIS. Auf dem Revers ein Kreuz mit der den Namen des Münzmeisters wiedergebenden Umschrift EBRICHARIUS.“

Das Reisehandbuch Guide bleu (Hachette): „Bretagne“ (1930) 55 bemerkt zu dieser Sehenswürdigkeit von Le Mans in der Beschreibung der Kathedrale St. Julien: „En se dirigeant vers la façade Ouest on remarquera

adossé au contreforte d'angle un menhir en grès rouge, haut de 4,55 m et large 1,30 m à la base.“

Das Münzbild läßt einen altarartigen Aufbau erkennen, der entsprechend seinem kirchlichen Zweck ein Kreuz trägt. Wie in einer Höhlung steht unter der Altarplatte ein länglicher Schaft mit stumpfem oberem Ende, den man offenbar immer schon auf den im Innern der St. Julien-Kirche in dieser Weise aufgestellten Menhir gedeutet hat. Die Beischriften, vorn Cenomannis und Ebricharius auf der Rückseite der Münze, ergeben für diese Frage nichts. Cenomanni ist der Beiname des einen der aus vier solcher Stämme bestehenden gallischen Völkerschaft der Aulerci, deren Vorort ursprünglich Suindinum hieß, ein Name, der, wie es bei vielen gallischen civitates in der späteren Kaiserzeit der Brauch gewesen ist, durch den Stammesnamen Cenomanni verdrängt worden ist, der in dem heutigen Stadtnamen Le Mans weiterlebt. Wie die Münze zeigt, war im Mittelalter noch der volle gallo-römische Stammesname in Gebrauch.

Zu dem Namen des Münzmeisters Ebricharius ist nichts weiteres zu bemerken.

Heute noch steht dieser echt gallische Menhir im Bereich der Kathedrale der Stadt außen vor der Westfront an einem der Eck-Strebepfeiler angelehnt. Prof. R. Hamann bestätigte mir freundlichst, daß er bei seinen photographischen Aufnahmen der Kirche den Stein selbst gesehen habe. Leider ist derselbe bei keiner der Außenansichten der Kirche mit aufs Bild gekommen. Aber das auf der Münze erscheinende Bild der schon im Mittelalter eingerichteten Aufstellung im Innern des Gotteshauses mit den Beifiguren, dazu die Maßangaben im Guide bleu geben doch schon genügende Anhaltspunkte. Manchem Leser wird dabei gleich die Erinnerung aufsteigen an den in einem gallischen Tempel aufgestellten Menhir, den unser Freund H. Koethe, mit dessen Tode im russischen Feldzug unsere Wissenschaft gar manche schöne Hoffnungen hat begraben müssen, einst in der Germania mitgeteilt hat¹.

Dieser Menhir hatte in Triguères (Dep. Loiret) frei gestanden, bis man sich im Jahre 1860 entschloß, seine nähere Umgebung durch eine Grabung zu erforschen; diese legte den quadratischen Grundriß eines umganglosen gallischen Tempels frei, in dessen Mitte sich der Menhir an Stelle eines Kultbildes erhob. Dieser Befund wurde einleuchtend so erklärt, daß sich dort schon sehr frühzeitig, noch in einer Zeit bildloser Gottesverehrung, eine Stätte religiöser Anbetung befunden hat. Der Steinschaft ist aufzufassen als τὸ ἕδος θεοῦ, als Wohnsitz einer darin hausenden Gottheit. Der sicherlich lange geübte Brauch, diese ohne Bild als in dem Stein anwesend anzubeten, wurde beibehalten, auch als im Fortgang der Zeiten sich längst die Sitte ausgebildet hatte, für menschengestaltig dargestellte Götter Wohn- oder Schutzhäuser in Form von Tempeln zu errichten.

Ein ähnlicher Vorgang wird auch in Le Mans vorliegen. Zu seiner Feststellung gehen wir von den oben angegebenen Maßen aus. Der Rotsandsteinpfeiler hat heute ganz freistehend eine Gesamtlänge von 4,55 m. Auf der Münze dagegen ist unter der Altarplatte nur ein sehr viel kürzeres Stück sichtbar, das

¹ Germania 16, 1932, 276 Abb. 1: Grundriß des Menhir-Tempels von Triguères (Loiret).

man, wenn die daneben stehenden Gestalten, vermutlich Heilige, als lebensgroße Menschen angenommen werden, was auch der Höhenlage der Altarplatte entsprechen dürfte, auf etwa 1,50 m schätzen muß. Dann würde sich also der Pfeiler noch um das Doppelte, um reichlich 3 m im Boden fortsetzen. Die untere Partie ist so zu denken, daß das unterste Drittel von 1,50 m Länge im ursprünglichen Erdboden steckt. Dieses Ende des Pfeilers war bei seiner ersten Aufstellung in den Boden eingegraben worden, um ihm einen sicheren Halt zu geben. Das mittlere Drittel aber, wiederum 1,50 m lang, muß in einer Schuttschicht stecken, die sich unter dem heutigen Fußboden der Kirche ausdehnt, die Aufhöhung des Bodenniveaus, wie sie in dauernd bewohnten Stätten im Laufe von Jahrtausenden, um die es sich hier ja sicher handelt, eine übliche Erscheinung ist. Zum Teil ist diese Schicht hier vermutlich gebildet durch Baureste u. dgl. aus gallo-römischer Zeit, als der Menhir seinen Zweck als Kultgegenstand zu dienen, ebenso erfüllte, wie der von Koethe beschriebene Menhir von Triguères.

Auf diese Weise wird der ganze Tatbestand, wie ihn die mittelalterliche Münze und der heutige Zustand erkennen lassen, wohl verständlich. Aufgerichtet worden ist der Steinpfeiler zu der Zeit einer noch ganz bildlosen Gottesverehrung, also schwerlich später als im 2. Jahrtausend, möglicherweise sogar schon im 3. Jahrtausend v. Chr. Aus der Tatsache, daß dieser Stein noch in mittelalterlicher Zeit, also nach drei, vielleicht vier Jahrtausenden respektiert worden ist, ist zu schließen, daß er in dieser unendlich langen Zeitspanne stets den Ruf eines heiligen Gegenstandes bewahrt, wahrscheinlich sogar auch meist Kult und Verehrung genossen hat. Auch in gallorömischer Zeit, in der sich nach der römischen Eroberung Galliens im 1. Jahrhundert v. Chr. griechisch-römische Bildtechnik sehr rasch in ganz Gallien verbreitete, hat sich doch keine Hand gefunden, die das Aussehen dieses Heiligtums irgendwie versucht hätte, dem veränderten Zeitgeschmack anzupassen. Mit der Beständigkeit, die in religiösen Dingen vielfach das Übliche ist, hat gerade seine alte Heilighaltung den Menhir vor jeglicher Veränderung bewahrt, wie wir sie sonst gelegentlich wenigstens durch Zufügung von Bildwerk oder Schrift an dieser Art von Monumenten beobachten können².

Irgendwann am Ende der Römerzeit oder zu Beginn des Mittelalters hat unter dem Einfluß des Christentums die heidnische Kultstätte aufgegeben werden müssen, aber der Respekt vor der magischen Bedeutung dieses Gegenstandes war und blieb so stark, daß auch damals die wahrscheinlich erste, sicherlich die bedeutendste Kultstätte des Ortes an eben diesem selben Platz geschaffen wurde. Als sich dann daraus im Lauf der Jahrhunderte mit dem Wachstum der Stadt eine stolze Kathedralkirche entwickelte, hat man dem uralten Menhir, diesem Sitz eines unsichtbaren Gottes, seinen Platz im Innern der

² Wie z. B. an dem sog. Gollenstein bei Blieskastel in der Pfalz, einem ganz gewaltigen Menhir, der heute noch an seiner ursprünglichen Stelle frei in der Landschaft sich erhebt, in ziemlich roher Reliefarbeit ein den Blitzstrahl erhebender Jupiter eingehauen ist. Vgl. F. Sprater, Urgeschichte der Pfalz (1915) 35 Abb. 34 auf S. 41. — Es sei auch an den Götterstein von Kernuz erinnert, dessen ursprüngliche Form sicher die eines echten Menhir war, der aber später vierseitig zugerichtet und mit Göttergestalten in Relief auf allen vier Seiten versehen worden ist. Vgl. Espérandieu IV 3030.

Kirche nicht genommen, sondern nur seine unmittelbare Umgebung christlich gestaltet. Man errichtete einen Altarumbau beiderseits neben und über ihm, der mit einem Kreuz bekrönt wurde, und gab ihm dadurch eine christliche Weihe. All das geschah sicherlich nicht, um sich die Mühe des Abtransportes des schweren Steinschafftes zu ersparen, sondern in kluger Schonung altengewurzelter Gefühle der Bevölkerung. Es prägte sich aber darin auch die Achtung vor einer unendlich alten Tradition aus.

In neuerer Zeit hat man jetzt den Stein aus dem Innern der Kirche entfernt, ihn aber dabei nicht zerstört, sondern vollständig und unversehrt als ein Erinnerungsdenkmal außen vor der Kirche aufgestellt. Sehr mit Recht, denn der Stein behält für die Geschichte der Landschaft und ihre Bewohner immer seine Bedeutung. Er bleibt ein Wahrzeichen dafür, daß an der Stelle, wo sich heute die hervorragendste Kirche der Stadt Le Mans erhebt, schon Jahrtausende vor Christi Geburt Gläubige zu ihrer Gottheit gebetet haben. Es wird nicht allzuviel Plätze geben, wo man eine ununterbrochene religiöse Verehrung, die über alle Wechsel der Zeiten und der Glaubensformen hinweg immer ihre ursprüngliche Stätte bewahrt hat, so handgreiflich nachweisen und erfassen kann. Das ist ein Monument, dem niemand, der irgendwie religiöses Empfinden besitzt, Interesse und Achtung versagen wird. Für das Volk aber, von dem Julius Caesar besonders betont *natio est omnis Gallorum admodum dedita religionibus*, bedeutet dieses Denkmal einen Besitz von ganz besonderem Wert.

Trier, z. Zt. Marburg/Lahn.

Emil Krüger.

Gräberfunde mit Bronzehelmen vom Monte San Gabriele bei Görz.

Wie P. Reinecke in der Nachschrift zu seiner Abhandlung „Der Negauer Helmfund“ berichtet¹, sollten im Jahrgang 31, 1944 der Wiener Prähistorischen Zeitschrift einige bisher unbekannt gebliebene Bronzehelme vom Typus der Negauer Hauptgruppe veröffentlicht werden. Infolge der Kriegereignisse ist dieser Jahrgang nur bis zum Umbruch gediehen und nicht mehr erschienen. Einer der erwähnten Aufsätze sollte über Helmfundstücke vom Monte San Gabriele bei Görz berichten. Reinecke hat sie als letzte in der Nachschrift auf Grund der ihm vorgelegten Korrekturfahnen angeführt. Im folgenden wird die genaue Fundgeschichte und -beschreibung nachgetragen.

Im Jahre 1943 sprach der damalige Sekretär des Oberbürgermeisters von Linz a. D., Dr. K. Ludwiczek, im oberösterreichischen Landesmuseum vor, um zwei Fundstücke begutachten zu lassen, die er von seinem Onkel erhalten hatte. Es handelte sich um einen patinierten, platt gedrückten Bronzehelm mit eingepunzten Verzierungen über der Hohlkehle (Abb. 1) und eine eiserne Lanzen Spitze mit flachem Blatt (L. 32,8 cm, größte Blattbr. 4,1 cm, Tüllenl. 9 cm, Dm. der Tüllenöffnung 2,9 cm). Die umlaufende Verzierung des Helmes besteht aus Palmetten über Doppelkreisen. Leider wurde versäumt, das Gewicht des Helmes festzustellen.

¹ 32. Ber. RGK. 1942 (1950) 195.